

HEYNE <

Das Buch

Dresden im Jahre 1832. Gustav Carus, Leibarzt des sächsischen Königs, hat es durch Ehrgeiz, Zuverlässigkeit und harte Arbeit zu Ansehen in der Residenzstadt gebracht. Nun soll ihm eine gefährliche Operation endlich den ersehnten wissenschaftlichen Ruhm über die Landesgrenzen hinaus bescheren. Angestachelt von seinem alten Freund, dem Dichter Ludwig Tieck, schiebt Carus die eigenen moralischen Skrupel beiseite und nimmt an der schwangeren Hofschauspielerin Mathilde Bernstein einen riskanten Eingriff vor. Doch es kommt zur Katastrophe: Die Operation misslingt – und die Verstorbene verschwindet auf mysteriöse Weise. Als die Leiche der jungen Frau aus der Elbe geborgen wird, weist sie seltsame Verstümmelungen auf, die sich Carus nicht erklären kann. Ein Abgrund von Intrigen, vertuschten Skandalen und amourösen Verstrickungen tut sich auf: Ist der Liebhaber der Verstorbenen etwa in Adelskreisen zu suchen? Zu Carus' Entsetzen beauftragt der König ausgerechnet ihn mit der Untersuchung dieser delikaten Angelegenheit. Carus weiß, dass er die Wahrheit über die Geschehnisse nicht offenbaren kann, ohne sich selbst ans Messer zu liefern. Im Laufe seiner Nachforschungen muss der königliche Leibarzt jedoch feststellen, dass die Wahrheit immer eine höchst subjektive Angelegenheit ist.

Der Autor

Ralf Günther wurde 1967 in Köln geboren. Er schrieb Krimis, Hörspiele und Kinderbücher und arbeitete als Autor fürs Fernsehen. Heute lebt Ralf Günther mit seiner Familie in Dresden und ist als Schriftsteller und Drehbuchautor tätig. Im Heyne Verlag ist auch sein zweiter historischer Roman *Die Pestburg* erschienen.

Ralf Günther
Der Leibarzt

Roman

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Erstausgabe erschien 2002 im Wilhelm Heyne Verlag

Umwelthinweis:

Dieses Buch wurde auf chlor-
und säurefreiem Papier gedruckt.

Vollständige Taschenbuchausgabe 04/2006

Copyright © 2002 by Wilhelm Heyne Verlag

GmbH & Co. KG, München

Copyright © dieser Ausgabe 2006 by

Wilhelm Heyne Verlag, München

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2006

Umschlaggestaltung: Hauptmann und Kompanie

Werbeagentur, München – Zürich unter Verwendung
eines Ausschnitts des Gemäldes Salome mit dem Haupt
Johannes des Täufers von Tizian, um 1555-1560

Satz: Gramma GmbH, München

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 10-3-453-47068-0

ISBN: 13-978-3-453-47068-2

<http://www.heyne.de>

*Geschichte ist die Lüge,
auf die sich die Historiker geeinigt haben.*

VOLTAIRE

1. Kapitel

Wenn Ludwig Tieck eines nicht verzeihen konnte, so war es das verspätete Erscheinen zu einem seiner berühmten Vorleseabende. Gegen sechs Uhr abends hatte die geneigte und möglichst zahlreiche Zuhörerschaft in Tiecks Domizil am Dresdner Altmarkt zusammenzuströmen. Die Tieck-sche Wohnung befand sich im ersten Stockwerk des Eckhauses, das sich, vom Platz aus gesehen, mit monumentaler Plumpheit vor die schlanke Fassade der Kreuzkirche drängte. Bei Tee und Gebäck übte man sich in geselliger Konversation und machte die Honneurs. Unterdessen rückte Amalie, die stille und leidgeprüfte Gattin des alternen Dichters, das Tischchen und die beiden flankierenden Kerzenleuchter zurecht, und auch den bequemen Lehnstuhl, in dem Tieck zu thronen pflegte. Bald hierhin, bald dorthin schob sie die spärliche Staffage, so lange, bis es dem Dichturfürsten kommod erschien und er wie ein Feldherr auf dem Schlachtenhügel mit einem unmerklichen Kopfnicken die Aufstellung der Truppen gutgeheißen hatte. Schlag sieben vom nahen Turm der Kreuzkirche – so wollte es die eherne Regel – nahmen die Lesungen ihren Anfang. Und warum sollte es an diesem Abend anders sein, da Tieck eine Vorlesung zu Ehren durchreisender französischer Gelehrter angeordnet hatte?

Carl Gustav Carus warf einen hastigen Blick hinauf zum grazen Turm der Kreuzkirche. Er war erpicht darauf, die Franzosen kennen zu lernen, handelte es sich doch um die berühmten französischen Frauenheilkundler und Geburtshelfer Vater und Sohn Marigaux in Begleitung eines dritten, Carus bislang unbekanntem Gelehrten.

Viertel nach sieben – der Arzt und Freund des Dichters hatte den Beginn der Lesung um fünfzehn Minuten versäumt! Und wie um ihn zu verhöhnen, zerschlug eine einzelne, helle Glocke in diesem Moment das erste Viertel der Stunde.

Carus stürzte sich durch das nächtliche Portal in den Flur des Eckhauses. Während er die steinernen Stiegen hinaufhastete, pflückte er sich den Zylinder vom Kopf und strich sich mit der freien Hand das leicht gewellte, blonde Haar glatt. Atemlos blieb er vor der Schwelle der Tieckschen Wohnung stehen. Er versuchte, sich zu sammeln und eine höfliche Entschuldigung zu formulieren. Eine Entschuldigung, die den wahren Grund für seine Verspätung freilich mehr verschleiern als erhellen musste, denn ein Arzt für Frauenkrankheiten konnte die Einzelheiten seiner Tätigkeit unmöglich vor den Ohren einer gelehrten Tee-gesellschaft ausbreiten.

Als Carus seinen Atem allmählich unter Kontrolle gebracht hatte, glaubte er, seinen Ohren nicht zu trauen, war doch durch die Tür ein kaum gedämpftes Geraune zu vernehmen. Und dies Geraune, so gut kannte Carus wohl seinen väterlichen Freund, hätte der altehrwürdige Tieck während seiner Lesung niemals zugelassen! Eher hätte er polternd die ganze Gesellschaft aus der Wohnung expediert. So geschehen, als ein Gast aus England, der sich ohne Referenzen und lediglich auf Empfehlung eines jener Reiseführer aus Papier, wie sie immer mehr in Mode kamen, eingefunden hatte, sich mitten im feurigsten Calderón zu schnäuzen wagte.

In Erinnerung an Tiecks Wutausbruch musste Carus schmunzeln, doch im nächsten Moment verflog seine Heiterkeit, wurde er sich doch seiner eigenen Situation bewusst. Carus raffte allen Mut zusammen und zog an der Klingelschnur. Die Türklingel ertönte glockenklar. Auch dies ein Zeichen dafür, dass die Lesung aus Gründen, die

Carus nicht zu erraten vermochte, ausgesetzt war. Vor Beginn der Lesestunde nämlich stülpte Dorothea Tieck für gewöhnlich mit ihren schlanken Fingern eine Filzhaube über das Türglöckchen, die jeden verspätet Einlass Begehrenden zur Tonlosigkeit verdammt.

Sie, die ältere und talentiertere der beiden Töchter Tiecks war es auch, die ihm öffnete. Seit die Gräfin Finckenstein verstorben war, Tiecks Gönnerin, die dem vergötterten Dichter über lange Jahre hinweg mit ihrem neumärkischen Familienvermögen die aufwändige Haushaltung gesichert hatte, waren die Pflichten der Hausherrin auf Dorothea und nicht etwa auf Tiecks Frau Amalie übergegangen. Die schlichte Amalie, eine Gattin, die Tieck nie als ebenbürtig betrachtet hatte, war zur Aufwärterin herabgesunken. Das traf sich vorzüglich, da die eigentliche Aufwärterin und treue Dienerin der verstorbenen Gräfin Finckenstein vor Altersschwäche kaum noch zu gebrauchen war und im Tieckschen Haushalt das Gnadenbrot genoss. Nach wie vor auf Kosten ihrer verstorbenen Herrin, denn die Finckenstein hatte Tieck in treuer und wahrhaft anhänglicher Verehrung ein nicht unbeträchtliches Vermächtnis hinterlassen.

Dorothea Tieck trug ein zauberhaftes Leibchen mit Spitzenbesatz, am Rücken geschnürt, mit einem eng anliegenden Kragen, der ihren schlanken Hals auf vorteilhafteste Weise zur Geltung brachte. Die langen, braunen Haare trug sie nach altdeutscher Art geflochten und zum Kranz aufgesteckt, der ihr Haupt allerliebste bekrönte. Die braunen Augen, die sie vom Vater geerbt hatte, strahlten ihm entgegen, und Carus konnte nicht umhin, verkrampft zurück zu lächeln.

»Ich habe mich verspätet. Die Pflicht hielt mich im Entbindungsinstitut zurück«, entschuldigte sich Carus.

Dorothea schlug die Augen nieder und erröte, so wie alle unverheirateten Frauenzimmer erröteten, sobald die

Rede auf Carus' Beruf kam. Mit einem Arzt für Frauenkrankheiten und Geburtshilfe unterhielt sich eine junge Dame nur, wenn es sich partout nicht vermeiden ließ – und auch dann nur unter größter Zurückhaltung und Schamhaftigkeit.

Carus trat in den Empfangsraum und überreichte der Dienerin seinen Zylinder mit der hochgebogenen Krempe. »Ihr werter Vater ist wohl indisponiert?«

Dorothea hängte sich mit einer raschen Wendung galant an seinen Unterarm, den ihr zu reichen er vergessen hatte, und führte ihn in den Salon. »Ich bedaure, Ihrem stadtbekanntem Scharfsinn widersprechen zu müssen, werter Medizinalhofrat. Mein Vater ist so munter, wie es ihm seine Gebrechen nur gestatten.«

An der Schwelle zum Salon hielt Carus erschrocken inne. Die Menge schien ihm undurchdringlich. Einen solchen Menschauflauf hatte er in diesen Räumlichkeiten noch nicht erlebt. Lediglich der mächtige, mit hellen Kacheln versehene Ofen stand wie ein Fels in einer Ecke des Salons, umwogt von einem Meer aus Leibern. Dorothea schritt tapfer voran, und wie in der biblischen Mär teilte sich die Menge und gab eine Schneise frei. Mit zögernden Schritten tauchte Carus ein. Der Salon war übervoll mit den edlen Gerüchen feinsten Parfüms, Puder und Öle. Leider gab es nicht die Spur eines Hauchs von Bratengeruch oder wenigstens einer gut gewürzten Veroneser Salami. Der geizige Tieck rechnete wohl darauf, dass seine Gäste das Nachtmahl schon eingenommen hatten – was zumindest in Carus' Fall nicht zutraf. Sein seit dem eiligen Mittagmahl im Institut nicht mehr beschäftigter Magen krampfte erbärmlich.

Das dumpfe Geraune gedämpfter Konversation war durchsetzt von einigen Brocken der französischen Sprache, die Carus zwar verstehen, doch nur leidlich sprechen konnte. Carus hielt nach den französischen Gelehrten, den

Ehrengästen des Abends, Ausschau. Während er seine Blicke über Gesichter und mit dem Brennstab gezwirbelte Frisuren schweifen ließ, fiel ihm auf, dass die Anordnung der Möbel so gar nicht dem Zwecke eines Vorleseabends entsprechen wollte. Das Pult, an dem Tieck gewöhnlicherweise saß, umrahmt von zwei flackernden Kerzenleuchtern, der einzigen Illumination, die der Dichter gestattete, fehlte ganz.

Auch der berühmte Lehnstuhl, der Tieck als Dichterthron diente, war nirgends zu erspähen. Im Umherschweifen kreuzten sich Carus' Blicke mit denen Tiecks, und noch ehe Carus Dorotheen seine Verwunderung über die Einrichtung dieses Abends mitteilen konnte, humpelte der Dichter selbst mit gebeugtem Rücken und auf sein spanisches Rohr gestützt dem jüngeren Freund entgegen. Es war die unbarmherzige Qual der *Arthritis Urica*, gemeinhin Gicht genannt, die seinen Körper seit Jahrzehnten gefangen hielt. Sie hatte seine Gelenke mit Harnsäurekristallen derart verhärtet, dass Tieck auch von wohlmeinenden Geistern als ›Krüppel‹ bezeichnet werden musste. Und doch machte er im feierlichen rotbraunen Frack mit der vornehm geknoteten weißen Halsbinde unter dem Doppelkinn eine Figur, die verstehen ließ, warum man ihn auf der Straße gelegentlich mit Napoleon Bonaparte verwechselte. Sein wacher, scharfer Blick war wahrlich der eines Feldherrn. Und so gekrümmt sein Körper unter dem Joch der Krankheit auch sein mochte, die Stimme war laut und kräftig geblieben und von tiefem, angenehmem Klang. »Ah, mein lieber Carus! Wie ich höre, haben Sie vor, unsere französischen Freunde mit Ihrer wissenschaftlichen Privatsammlung zu entzücken.«

Dorothea überließ ihrem Vater das Feld und wandte sich anderen Gästen zu. Carus klammerte sich am Anblick ihres stockenden, suchenden Gangs fest. Bei aller Anmut des Geistes fehlte Dorothea die Anmut der Bewegung doch so

ganz. Vielleicht lag es daran, dass sie mit den männlichen Hauptfiguren in Shakespeares Werk vertrauteren Umgang pflegte als mit den realen Erscheinungsformen des anderen Geschlechts. Dorothea war auf frappierende Weise ein jungendliches Ebenbild ihres Vaters: Auch ihre körperliche Unzulänglichkeit stand im schärfsten Kontrast zu ihrer geistigen Beweglichkeit.

Welch ein Unterschied zu Dorotheas jüngerer Schwester Agnes, die ein wahrer Wildfang war – und zudem ungewöhnlich hübsch! Auch heute hatte sie eine Hand voll jugendlicher und auch einige bejahrte Verehrer um sich versammelt, die ihr eifrig Komplimente machten. Wieder einmal bestätigte sie vor aller Augen, was man unter der Hand ohnehin munkelte: Dass Agnes zwar ein toleriertes und akzeptiertes Kind des Hauses, nicht aber Blut von Tiecks Blute war, sondern Frucht einer wohl eher versehentlichen Begegnung der lethargischen Amalie mit dem noch lethargischeren Wilhelm von Burgsdorff, einem Freund der Familie aus der Jenaer Zeit. Carus ergötzte sich daran, dass aus der Kreuzung zweier blutleerer, leidenschaftsloser Gefäße die vollblütige und rassige Lebensgier einer Agnes Tieck hervorgehen konnte. Welche Geheimnisse lagen in der geschlechtlichen Verbindung zweier Menschen verborgen – und alle warteten sie darauf, erforscht zu werden!

»Wenn ich meinem Töchterchen so zusehe, werde ich noch ganz unruhig«, konstatierte Tieck mit der ihm eigenen Trockenheit. Die Feststellung hielt ihn nicht davon ab, Agnes' Treiben weiterhin auf das Genaueste und mit einem gewissen Stolz zu beobachten. Carus nickte und verschwieg, dass er in Agnes eine der Kandidatinnen sah, wie sie aller Tage zu ihm ins Entbindungsinstitut strömten, mit der Bitte, ihnen die Verschwiegenheit zu garantieren, die ein besonderer, peinlicher Zustand bei einer Unverheirateten erforderte.

Unter den drängendsten Kavalieren der Agnes Tieck befand sich der Sohn von François Marigaux, des Wortführers der namhaften französischen Gelehrtengruppe, die für einige Tage in der sächsischen Residenz weilte. Die Herrschaften waren auf dem Wege von Berlin nach Wien, von wo aus sie auf südlicher Route nach Frankreich zurückkehren wollten. Auf den verschiedenen Stationen ihrer Reise führten sie stets gelehrte Dispute, nicht nur über diejenigen Fragestellungen, die ihre Profession unmittelbar berührten, sondern auch über so bedeutsame Fragen wie das ›Wesen der gewittrigen Entladungen zur Sommerzeit‹ oder über die ›Ordnung in der Anordnung der Rosenblütenblätter‹. Diese Dispute mit dem Gelehrtentume ihrer Zeit und das Auskundschaften des geistigen Horizonts Europas waren der eigentliche Sinn ihrer Reise. Die Delegation umfasste neben Vater und Sohn Marigaux, zwei ausgewiesenen, hervorragenden Frauenheilkundlern, einen dritten, deutlich älteren Herrn mit schlohweißem Haar, der seine wahre Person in den Mantel des Geheimnisses gehüllt hatte. Er ließ sich allerorten unter dem Titel ›Monsieur D.‹ einführen und erweckte naturgemäß Carus' größtes Interesse.

»Du kommst spät, mein Freund«, riss Tieck den Arzt unvermittelt aus seinen Betrachtungen.

»Ich wurde aufgehalten, in der Anstalt –«, setzte Carus erneut zu einer Entschuldigung an.

Tieck unterbrach ihn jedoch mit einer Handbewegung: »Erspare uns die unappetitlichen Einzelheiten, mein Lieber.« Und dann, mit gesenkter Stimme und einem vertraulichen Augenzwinkern: »Oder schildere sie mir ausführlich in einer einsameren Stunde.«

»Wie ich sehe, brauche ich mich nicht allzu sehr zu grämen, denn die Lesung hat ja noch gar nicht begonnen«, merkte Carus vorsichtig an.

»Ich habe mit Rücksicht auf unsere fremdländischen

Gäste von einer Lesung am heutigen Abend Abstand genommen.«

Überrascht hob Carus die Augenbrauen. Tieck sprach zwar ein durchaus akzeptables Französisch, doch die unschlagbare Wirkung seiner Lesungen aus den Meisterwerken der Literatur war verknüpft mit der deutschen Sprache, ihren feinen Nuancen in Betonung und Rhythmus – einer Klaviatur, auf der Tieck virtuos zu beeindrucken verstand –, aber eben nur in seiner Muttersprache. Also war es vernünftig, die Lesung abzusagen. Eine weise, doch kaum fassbare Entscheidung, wenn man Tieck kannte, der für gewöhnlich sehr erpicht darauf war, die Räume mit seiner wohlklingenden Stimme und seinem dramatischen Temperament auszufüllen. Nicht nur böswillige Zungen sprachen von Ludwig Tieck als dem besten Schauspieler, der jemals die Bühne *nicht* betreten hatte.

»Stattdessen habe ich unsere allseits beliebten und hochgerühmten Hofschauspieler gebeten, für uns ein improvisiertes kleines Privatvergnügen zu veranstalten. Wir werden Zeugen einiger hochbedeutsamer und allerliebste anzuschauender *tableaux vivants* werden, die ich eigens von der Truppe einstudieren ließ!«

Carus nickte anerkennend. Tieck war ein schlauer Fuchs. Auf diese Weise konnten die weit gereisten Gäste in den Chor derer einstimmen, die das Loblied auf Tiecks berühmten, musenfreundlichen Salon sangen, auf die sprichwörtliche *grâce tickienne*, ohne dass der literarische Großmogul sich zu diesem Zwecke mit einer für fremde Ohren ganz und gar freudlosen Lesung verausgaben musste!

Zweifellos war die Veranstaltung nichts weniger als improvisiert, sondern von langer Hand vorbereitet. Die Einrichtung des Salons war dermaßen zweckmäßig, dass man ohne weiteres eine reguläre Aufführung des Königlichen Hoftheaters hätte stattfinden lassen können. Tieck

hatte sämtliche Möbel entlang der Wand zu seinen Schlafgemächern entfernen lassen. Die Front mit der edlen Jacquardtapete, die den Salon zu den Tieckschen Schlafgemächern hin abschloss, war nun Hintergrund für ein Bühnengeschehen geworden. Zu diesem Zwecke war, und Carus hatte dies schon bei flüchtigem Hinschauen bemerkt, auch das anrührende Motiv, das ›Alte Kreuz auf einem Kirchhof‹, das Carus als Skizze von einem seiner Malausflüge mit dem Landschaftsmaler Friedrich mitgebracht und eigenhändig in Öl ausgeführt hatte, von seinem angestammten Platz im Salon entfernt worden. Ein Umstand, den Carus nur schwerlich verzeihen konnte, auch wenn er die Zweckmäßigkeit der Entfernung einsah. Durch die Nutzung der rückwärtigen Wand als Bühnenprospekt konnten die Darstellerinnen und Darsteller durch die in der Tapete verborgene Schlafzimmertür auf- und abtreten. Sogar an einen leichten, den Salon auf halber Höhe unterteilenden Vorhang hatte man gedacht, der die Szenerie zwischen den Verwandlungen verbarg. Er war leuchtend rot und wurde von zwei in schlecht sitzende Mietlivreen gesteckten Bühnendienern flankiert, denen die Aufgabe des Vorhangauf- und zuziehens zugefallen war.

Im Augenblick war der Vorhang geschlossen. Offenbar arrangierten sich die Darsteller im Hintergrund zu einem neuen ›lebenden Bild‹. Das Rascheln schwerer Kleider und leise geflüsterte Anweisungen drangen hinter dem Vorhang hervor und gaben dem Ganzen den Reiz der Erwartung.

Der alte Mischnick, ein aus Breslau stammender ehemaliger Hofschauspieler im Rollenfach der lustigen Diener, der eine Gnadenrente vom König bezog, stand etwas abseits und ein wenig steif neben dem geschlossenen Vorhang. Seine Gesichtshaut war vom jahrzehntelangen Gebrauch der bleihaltigen weißen Theaterschminke zerfressen. Hin und wieder warf er einen nervösen Blick hinter den Vorhang, um nachzusehen, wie weit das ›lebende Bild‹

bereits gediehen war. Anscheinend war die Wahl auf ihn gefallen, die wechselnden Szenerien anzukündigen und vorzustellen. Weil er in seiner lang verflossenen Jugend einst Mitglied einer fahrenden französischen Theatertruppe gewesen war, stand er in dem Ruf, das Französische perfekt zu beherrschen. Doch seit ihm die Zähne ausgefallen waren, war sein Französisch ebenso schwer verständlich wie sein Deutsch.

Solange der Vorhang geschlossen blieb, ließ Carus die Blicke weiter schweifen. Auf einem der mit himmelblauer Seide bespannten Sofas, schönsten Stücken in der Tieckschen Möblierung, entdeckte Carus Ida von Lüttichau, die in einem entzückenden roten Samtkleid nebst passender Haube den stolzen Mittelpunkt einer Gruppe jüngerer, allesamt wohl- und edelgeborener Damen bildete. Ihr Ehemann, Baron von Lüttichau, der Intendant des Hoftheaters, war anscheinend von dringenderen Geschäften in Anspruch genommen. Vielleicht missbilligte er aber auch das Engagement ›seiner‹ Hofschauspieler in den Tieckschen Gemächern, lag er doch mit Tieck über Kreuz, seit er diesen aus dem Amt des Hofdramaturgen entfernt hatte.

Carus behandelte die junge Baronin hin und wieder wegen kleinerer Gebrechen. Und in letzter Zeit verspürte er eine gewisse Erregung des Herzens, wenn er der Gegenwart dieser in jedem Sinne noblen Dame gewahr wurde. So viel zumindest wollte er sich für den Moment eingestehen ...

Er zog ernsthaft in Betracht, sich zu ihr zu gesellen, da näherte sich Monsieur François Marigaux, das berühmteste Mitglied der Delegation, der zu Ehren der Abend stattfand. Er verbeugte sich tief und mit einem gewinnenden Lächeln vor Carus. Tieck stellte die beiden Forscher einander vor, wie es seine Pflicht war, doch bevor Marigaux und Carus auch nur ein Wort miteinander wechseln konnten, ließ der alte Mischnick seinen Marschallstab aus

dem Fundus des Hoftheaters dreimal auf den Dielenboden pochen. Im Eifer der bedeutenden Aufgabe sperrte er den Mund weit auf, viel zu weit, so dass der zahnlose Schlund klaffte wie ein leeres Krautfass: »La vertu triomphe sur l'immoralité«, brüllte er zuerst in der Sprache der Gäste, und dann auf Deutsch: »Die Tugend besiegt das Laster.«

Die Bühnendiener in ihren schlecht sitzenden Livreen stoben zur Seite, die Vorhanghälften surrten raschelnd hinterher. Ausdrücke des Erstaunens und Entzückens erschollen, als der Blick freigegeben wurde auf ein wahrhaft lebensechtes, wenngleich eingefrorenes Bild voller Anmut und sinnträchtiger Beredsamkeit:

Am linken Rand der Szenerie stand in stolzer Haltung und im üppigen Faltenwurf einer altrömischen Toga gewandet, die gepuderten Haare zu einem atemberaubenden, doch überaus züchtigen Gebilde getürmt, die königlich-sächsische Hofschauspielerin Friederike Mathilde Bernstein. Ihre Gesichtszüge waren klar und ebenmäßig, ohne überflüssige Vertiefungen oder Erhebungen, ganz glatte, kalte Fläche. Das Weiß der Schminke vollendete den Eindruck, dass es sich um eine zum Leben erweckte Marmorstatue handelte. Die besondere Aufmerksamkeit, die der mädchenhaften Demoiselle Bernstein bei dieser Gelegenheit zuteil wurde, trieb ihr eine natürliche, reizvolle Röte auf die Wangen, die durch die Schminke schimmerte. Auf den Bühnen der sächsischen Residenz gewöhnlich mit dem Rollenfach der Zofen und jungen Dienerinnen betraut, war sie es nicht gewohnt, derart im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses zu stehen wie am heutigen Abend in der Rolle der allegorischen Tugend. Ihre unter den Falten des Gewandes sich abzeichnenden Brusthügel hoben und senkten sich in schnellem Takt. Die schlanken, ebenfalls weiß geschminkten Hände hielt sie in abwehrender Haltung mit gespreizten Fingern gegen einen männlichen Gunstbewer-

ber erhoben. Der befand sich in der Bühnenmitte und sichtlich in Gewissensnöten, ob er sich zur Rechten der durch die Bernstein verkörperten Tugend oder ihrem natürlichen Widerpart zu seiner Linken zuwenden sollte: dem Laster, sinnigerweise dargestellt durch die bekannte und mit einem äußerst zweifelhaften Ruf belegte Schauspielerin Sophie Amalie Gruber. Die Gruber, die sich trotz ihres fortgeschrittenen Alters an das Rollenfach der jugendlichen Liebhaberinnen klammerte, konnte als Widerpart zur jungfräulichen Bernstein nicht besser gewählt sein. Sie trug ein tief ausgeschnittenes Dekolleté. Ihr Gewand war hauchdünn und sah aus wie ein weiter, untaillierter Schlafrock, der jeden Moment gen Boden zu gleiten drohte, würde er nicht gehalten von ihrem gewaltigen Brustgebirge, das den Saum des Dekolletés zu sprengen drohte. Ihr weithin gerühmtes, von Dichtern besungenes kastanienbraunes Haar floss offen über die Schultern, ihren Oberkörper in mannigfachen Wellen umschmeichelnd, ohne durch Zöpfe oder Netze auch nur irgend gebündigt zu sein, wie es sich für anständige Frauen gezieme. Allein der Ausdruck dieser ungezügelt über den Rücken bis hinunter zum Beckenansatz wogenden Haare war an Lasterhaftigkeit nicht zu überbieten! Ihr mondrundes Antlitz mit dem etwas zu breiten Mund war aufreizend geschminkt – nur um ein Weniges zurückhaltender als die Gesichter der käuflichen Mädchen in der verrufenen Fischergasse nahe der Elbe.

Ein Raunen ging durch den Saal angesichts dieser gelungenen Verkörperung des Lasters. Carus nahm ein triumphierendes Zucken wahr, das blitzschnell über das Gesicht der Gruber lief, und das er einer spontanen Reizung des *Musculus Anguli Oris* zuschrieb. Im nächsten Augenblick hatte sie sich wieder in der Gewalt und erstarrte, ihrer Rolle gemäß, zu still einladendem Eros.

Ihre Arme hielt sie ausgebreitet, bereit und begierig, den

noch zögernden Werber zu empfangen. Dieser, dargestellt durch den ersten Liebhaber der Hofbühne, Hans Christian Kreisner, bemühte sich, durch erbärmlich verzerrte Miene die Gewissensnot eines Mannes zu zeigen, der zwischen Laster und Tugend zu wählen hat. Doch seiner Kunst bedurfte es kaum: Angesichts dieser beiden Frauen, die – jede auf ihre Weise – das Publikum zu fesseln wussten, konnte ein jeder im Publikum die Qual der Entscheidung nachempfinden.

Carus vermutete, dass die dargestellten Gewissensnöte den meisten der Anwesenden nicht unbekannt waren. Hatte er doch oft genug mit den Folgen solcher Entscheidungen zu tun. Und selbst er, der doch als äußerst treuer und fürsorgender Gatte und Familienvater galt, fühlte eine starke innere Unruhe in Anbetracht dieses wahrhaft lebensnahen Bildes. Ein Seitenblick auf Ida von Lüttichau, die im gleichen Augenblick ihrerseits zu Carus hinüberblinzelte, ließ diese Empfindung gefährlich aufflackern.

Manche Gattin wandte sich betreten ab. Die unverheiratete und bislang unversprochene Dorothea Tieck aber betrachtete die dargestellte Szenerie mit unverhohlener Neugierde. Insbesondere die zur Schau gestellte Lasterhaftigkeit der Gruber fesselte ihr Interesse.

Die drei Schauspieler gaben dem Publikum ausreichend Zeit, sich die Bedeutung dieses ritterlichen Kampfes, ausgefochten im Innern, zu vergegenwärtigen. Dann zückte der Darsteller des umworbenen Werbers, Hans Christian Kreisner, einen Apfel aus der umgehängten Jagdtasche. Er wandte sich nach rechts, kniete ergeben vor der Tugend nieder und bot ihr unter aufbrandendem Beifall die Frucht dar. Die liebreizende Tugend schlug die Hände vor die Brust, errötete übers ganze Gesicht, ließ einen kurzen, hellen Seufzer hören, verdrehte die Augen und sank, inmitten eines Gebirges aus weißem Kattun, zu Boden.

Das Publikum klatschte befreit. Hochrufe wurden ausgebracht auf die gerechte Entscheidung des allegorischen Paris. Doch keiner der Darsteller machte Anstalten, sich zu verbeugen. Stattdessen stemmte die Gruber beide Fäuste in die Hüften und schrie: »Was denkt sich die Dirne, einfach in Ohnmacht zu fallen? Steh sofort wieder auf, du Miststück! Hast dich wohl auf billige Sensationsheische verlegt?!«

Der hoch aufgeschossene Kreisner rutschte auf Knien zu der Stelle, wo die Tugend unter ihrem Togagebirge begraben lag. Den Apfel ließ er achtlos auf die Dielenbretter fallen. Das Schicksal wollte es, dass die rotbackige Frucht polternd vor den Schnürstiefeln der Gruber zu liegen kam. Die nicht weniger rotbackige Gruber machte einen gezielten Schritt nach vorn und durchbohrte den Apfel mit dem Absatz ihres Stiefels. Genugtuung machte sich breit auf ihrem Vollmondgesicht, und mit stolz erhobenem Haupt zog sie sich durch die Tapentür zurück in die rückwärtigen Gemächer.

Kreisner hob den Kopf der Bernstein an, legte ihn behutsam auf seine Knie und fächelte ihr mit der Jagdtasche Luft zu. Als sich ihr Zustand nicht besserte, wagte er, ihr leichte Klapse auf die Wangen zu verabreichen. Erst jetzt begriff das Publikum, dass das Niedersinken der Tugend nicht zum künstlerischen Programm gehörte. Nicht die Tugend war ob der Entscheidung des Kavaliere zu Boden gegangen, sondern deren Verkörperung, Friederike Mathilde Bernstein!

Erste Schreie des Entsetzens erschollen. Behandschuhte Damenhände fuhren an ondulierte Locken, freilich ohne sie allzu sehr aus der Form zu bringen. Der junge Kreisner stellte das Tätscheln ein und beugte seine Wange prüfend vor den halb geöffneten Mund der Bernstein. Das, was er fühlte, schien ihn zu beunruhigen. »Einen Arzt! Wir brauchen einen Arzt!«

Carus stand bereits zwei Schritte neben ihm und war im Begriff, sich auf die Knie niederzulassen. Kniend war er zwei Köpfe kleiner als der Schauspieler. Carus griff nach dem zarten Handgelenk der Bernstein und fühlte den Puls. Kreisner beachtete ihn nicht, sondern starrte über Carus hinweg mit wirrem Blick im Saal umher. »Einen Arzt, wir brauchen einen Arzt!«, schrie der Schauspieler erneut, mit sich überschlagender Stimme.

»Ich bin bereits hier und bemühe mich, dem Fräulein Erleichterung zu verschaffen«, zischte Carus, während er die Pulsschläge zählte und auf seine Taschenuhr schaute. »Wenn Sie sich nützlich machen wollen, hören Sie auf zu schreien und lockern Sie den Halsschmuck!«

Die ohnmächtige Tugend trug einen prächtigen, vergoldeten Reif aus dem Fundus des Theaters um den Hals, womöglich die Ursache der akuten Luftarmut. Mit zitternden Fingern haspelte Kreisner am Verschluss des Schmuckstücks herum. Carus hatte die Pulsnahme längst beendet, als der Reif endlich aufsprang.

»Soll ich nach einer Chaise rufen lassen?«, fragte Dorothea besorgt. Sie suchte mit verzweifelmtem Blick ihren Vater, doch der war der beleidigten Gruber in das angrenzende Schlafgemach hinterher gehumpelt. Es galt zuvörderst, den Zorn der ersten Liebhaberin zu besänftigen. Ihre Zunge war gefürchtet und hatte schon so manchem guten Bürgerhause einen schlechten Leumund beschert.

Immer dichter drängte sich der Kreis von Neugierigen um die gefallene Tugend.

»Schaffen wir sie in die Schlafgemächer!«, entschied Carus. Kreisner nickte eilfertig und hob ihren Oberkörper ächzend vom Boden. Obwohl die Bernstein klein und zierlich war, zeichnete sie sich offenbar durch eine ungewöhnliche Schwere der Glieder aus. Carus bemühte sich um die Füße. Dorothea Tieck übernahm es, ihnen den Weg zwischen den Schaulustigen hindurch zu bahnen und die Ta-

petentür zum Abgang zu öffnen. Der Saum der römischen Toga schleifte über das Parkett, die weiß geschminkten Hände der Aktrice hingen leblos herunter. Dann schloss sich die Tapotentür hinter der Vierergruppe.

Das Tiecksche Schlafgemach wurde von wenigen Wandleuchtern in ein sanftes, doch unruhig flackerndes Licht getaucht. Die über Betten, Kommode und Sessel ausgebreiteten Kostüme, die im Laufe des Abends noch zur Anwendung hätten kommen sollen, schimmerten im Kerzenschein. Inmitten eines auf dem Bett sich türmenden Atlasgebirges von Kostümen saß die Gruber und schluchzte routiniert. Mühelos perlten ihr die Tränen aus den Augen, strömten über die rot gemalten Wangen. Tieck hatte ihre Hand ergriffen und tätschelte sie mit Verve. Seinen Oberkörper hielt er nicht nur der Gicht wegen weit über das Dekolleté der Gruber gebeugt. Die glänzende Karriere der Gruber am sächsischen Hoftheater hatte ihren Anfang zu Zeiten des Hofdramaturgen Ludwig Tieck genommen, und sie verspürte nach wie vor eine tiefe Dankbarkeit ihrem einstigen Förderer gegenüber – vielleicht das einzige wahre Gefühl, zu dem sie fähig war.

Als die Bernstein hereingetragen wurde, sprang die Gruber auf. »Hinaus mit der Schmierenkomödiantin! Pah, ohnmächtig! Ich werde euch zeigen, wie ohnmächtig das Biest ist.«

Sie warf sich mit der Wucht ihres üppigen Körpers gegen Kreisner, in der Absicht, ihn so heftig von der Bernstein wegzudrängen, dass er den Körper zu Boden stürzen ließe. Tieck sprang mit einer für einen Gichtkrüppel erstaunlichen Behendigkeit auf und versuchte seinerseits, die Gruber von der Ohnmächtigen wegzuzerren. Dorothea sprang ihm mit gezielten Griffen zu Hilfe.

»Lasst sie los. Lasst mich los. Ich werde Euch zeigen, wie man eine Ohnmacht spielt«, keifte die Gruber. Dann sank